

„Ich bin fast ohne Kultur“

Zum Erbeverständnis von Rilke und Hofmannsthal

„[...] gegen alles Ererbte muß ich feindselig sein und mein Erworbenes ist so gering; ich bin fast ohne Kultur“¹ schrieb Rainer Maria Rilke am 10. August 1903 an Lou Andreas-Salomé. Dieses Bekenntnis gegenüber der besten Freundin zeigt sein Erbeverständnis zwischen 1896, dem Verlassen seiner Geburtsstadt und 1910, dem Beginn seiner großen Krise und der Neuorientierung. Dem Gedankengang, der zu dieser Feststellung geführt hat, stellt er eine lange Analyse seiner seelischen Verfassung voran:

Wochenlang las ich in Paris in der Nationalbibliothek und las Bücher, die ich mir lange gewünscht hatte; aber die Notizen, die ich damals gemacht habe, helfen mir zu nichts; denn während ich las, schien mir alles ungemein neu und wichtig und die Versuchung lag nahe, das ganze Buch abzuschreiben, da ich es nicht mitnehmen konnte; unerfahren in Büchern, gehe ich dann in steter dummer Bewunderung in ihnen umher und komme verwirrt heraus mit den überflüssigsten Gegenständen beladen.²

Einige Zeilen später fügt er noch hinzu:

[...] alles jagt durch mich durch, das Wichtigste und das Nebensächlichste, und es kann sich kein Kern bilden in mir, keine feste Stelle, ich bin nur der Schauplatz einer Reihe innerer Begegnungen, ein Durchgang und kein Haus!

Diese Worte erinnern gespenstisch an jene, die Hugo von Hofmannsthal, alias Philipp Lord Chandos nur einige Monate früher, im Oktober 1902 in der Berliner Zeitung *Der Tag* veröffentlichte:

Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen.³

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Rilke zu dieser Zeit den *Chandos-Brief* gelesen hätte, aber seine tiefe Gemeinsamkeit mit Hofmannsthal muß er geahnt haben, denn die Erkenntnis seiner Kulturlosigkeit taucht eben im Zusammenhang mit dem Wiener Dichter auf. Nach der oben teilweise zitierten Selbstdarstellung stellt er sich die Aufgabe:

Irgendwie muß auch ich das kleinste Grundelement meiner Kunst entdecken, das greifbare unstoffliche Darstellungsmittel für Alles.⁴

Nach dieser Zielbestimmung stellt er Hypothesen auf, wo er dieses „Grundelement“ finden könnte: „in der Sprache selbst“, „in der genaueren Kenntnis einer Sache“ und zuletzt in der „Kultur“: „Oder liegt es in einer gewissen, gut ererbten und gut vermehrten Kultur?“⁵ Dieser letzten Frage folgt in Klammern ein Satz, der dem am Anfang zitierten unmittelbar vorangeht:

Hofmannsthal spräche dafür; ein kleiner Aufsatz aus der *Neuen Freien Presse*, den ich in diesen Tagen zufällig erhielt und den ich nun beilege, spräche dafür; er ist schön, das schöne Handwerk, das zu seiner Kunst gehört.

Bei dem Hofmannsthal-Aufsatz handelt es sich um den kurzen Reisebericht *Sommerreise*⁶, der am 18. Juli erschien und ein Lobgesang auf die toskanische Landschaft ist. Der Grund der Hofmannsthalschen Begeisterung ist die entdeckte Einheit von Landschaft und Kultur:

Über jeder dieser Städte bläht sich ihr Name wie ein gelb und purpurnes Segel, wie eine gebauschte Fahne: und jeder dieser Namen ist zugleich der Name eines großen Malers.⁷

– heißt es an einer Stelle bei Hofmannsthal. Ein späterer Satz formuliert das Vorhandensein jener Einheit, die Hofmannsthal und Rilke gleichermaßen fehlten wie folgt:

Das Wunder dieses Ortes ist Einklang: Erde und Wolke, Ferne und Nähe, Tag und Traum, hier sind sie eins; die Luft ist wie ein Becken, in das lautlose Ströme von Freude rinnen.⁸

Die Suche nach dem „Einklang“, nach dem „Kern“, der „festen Stelle“ bestimmte um die Jahrhundertwende Rilkes und Hofmannsthals Verhältnis zur kulturellen Tradition. Da ihnen – mangels des festen Kerns, nämlich des eigenen umrissenen Ichs – der Blick auf die Zukunft fehlte, war auch ihr Ver-

hältnis zur Vergangenheit gestört. Entsprechend dem Unterschied ihres gesellschaftlichen Ursprungs und ihrer Temperamente bewältigten die beiden Dichter die durch diese Störung hervorgerufene Spannung auf verschiedene Weise, aber das Endergebnis war dasselbe: beide gerieten in eine fast unüberwindbare Krise. Hofmannsthal's Erbeauffassung schwankte zwischen zwei Polen, dem des Gefühls völligen Ausgeliefertseins und dem der verantwortungslosen Freiheit. Im Jahr 1896, in dem Rilke nach München aufbrach, veröffentlichte Hofmannsthal in den *Blättern für die Kunst* das titellose Gedicht mit den Anfangsworten *Manche freilich*. In diesem sind folgende Verse zu lesen:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
kann ich nicht abtun von meinen Lidern

und weiter:

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie das Dasein.⁹

Einige Monate später, am 15. November erschien in der *Wiener Rundschau* ebenfalls ohne Titel das Gedicht, das 1907 die Überschrift *Lebenslied* erhielt. Darin wird die Erbe-problematik ganz anders beleuchtet. Nach den berühmt gewordenen, viel interpretierten und trotzdem rätselhaft gebliebenen Anfangsversen

Den Erben laß verschwenden
An Adler, Lamm und Pfau

läßt sich der Erbe von seiner Erbschaft nicht beeinträchtigen:

Er geht wie den kein Walten
Vom Rücken her bedroht.
Er lächelt wenn die Falten
Des Lebens flüstern: Tod!
Ihm bietet jede Stelle
Geheimnisvoll die Schwelle;
Es gibt sich jeder Welle
der Heimatlose hin.

Der absolute Determinismus schlug in seinen Gegensatz, in die absolute Freiheit, um. Diese absolute Freiheit ist aber Heimatlosigkeit. Die Erbschaft, wenn man sie nicht ordnen kann, wenn man „das Wichtige“ und „das Nebensächlichste“ nicht voneinander trennen kann, wie Rilke es in seinem Brief beklagte, wird zur Last. Hofmannsthal spürte diese Last bereits mit achtzehn

Jahren. Von einer Reise nach Südfrankreich schrieb er am 6. Dezember 1892 an seinen Freund Edgar Karg von Bebenburg folgendes:

Ich fühle mich während einer Reise meist nicht recht wohl: mir fehlt die Unmittelbarkeit des Erlebens; ich sehe mir selbst leben zu und was ich erlebe ist mir wie aus einem Buch gelesen; erst die Vergangenheit verklärt mir die Dinge und gibt ihnen Farbe und Duft. Das hat mich wohl auch zum 'Dichter' gemacht, dieses Bedürfnis nach dem künstlichen Leben, nach Verzierung und poetischer Interpretation des gemeinen und farblosen.¹⁰

Die Bildung, das bewußte Dasein des Ererbten in unserem Bewußtsein, allein bietet keine Orientierungspunkte zur Bewältigung der Lebensaufgaben. Daß die Kluft zwischen den künstlichen und dem wirklichen Leben immer tiefer wurde, mußte Hofmannsthal traurig erleben, und aus der Tiefe blickte ihm jenes Chaos entgegen, das den jungen Lord Chandos zum Aufgeben seiner dichterischen Pläne zwang.

Im Gegensatz zum frühreifen Hofmannsthal war Rilkes Verhältnis zur klassischen deutschen Literatur im Jahre 1896 auf eine ganz andere Weise gestört. Gestützt auf Rilkes spätere irreführende „Äußerungen, war in der Fachliteratur bis in jüngste Zeit die irrige Meinung verbreitet, die Richard von Mises im Vorwort des Bandes *Rainer Maria Rilke. Briefe, Verse und Prosa aus dem Jahre 1896* mit folgenden Worten formulierte:

Er [Rilke] bildete sich in diesem frühesten Stadium überhaupt nicht an großen Vorbildern, auch nicht an denen früherer Zeiten oder fremden Sprachen. Das Vorhandene, an das er anknüpfte, war die seichteste Zeitungs- und Zeitschriften-Dichtung jener Tage, liederliche Prosa und dünne Reimereien, deren Urheber er in näherer oder weiterer Umgebung um sich sah.¹¹

Diese Feststellung trifft aber nur in dem Sinne zu, daß der junge Rilke ohne Auswahl alles las, was ihm in die Hände fiel. Dies erkannte schon sein Onkel, Jaroslav Rilke, der seinen Neffen in einem Brief vom 4. Juni 1892 mit folgenden Worten charakterisierte:

Renés Phantasie ist ein Erbteil seiner Mutter, und durch ihren Einfluß, von Hause aus krankhaft angeregt, durch unsystematisches Lesen allerhand Bücher überheizt [...]¹²

Unter diesen „allerhand Büchern“ befanden sich auch die Klassiker der deutschen Literatur. Aus der von Ingeborg Schnack herausgegebenen Lebenschronik Rilkes wissen wir, daß Rilke bereits 1892 „die Werke Shakespeares,

Lenaus, Schopenhauers“ von seinem Vater geschenkt erhielt¹³ und daß er im gleichen Jahr auch Goethes *Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften* und *Dichtung und Wahrheit*¹⁴ gelesen hat.

Wenn man die Jugendgedichte Rilkes im dritten Band der von Ernst Zinn besorgten *Sämtliche Werke* liest, findet man lauter Nachempfindungen und Nachahmungen klassischer deutscher Dichter wie Heine, Uhland, Lenau u.a.m. Adalbert Schmidt wies in seiner Studie *Literarische Traditionen in Rilkes frühen Dichtungen*¹⁵ auf einige, nach Belieben ausgewählte Beispiele hin, aber die Reihe könnte man fortsetzen. Lenau zum Beispiele kannte der einundzwanzigjährige Rilke ganz gründlich; – das beweisen nicht nur die Gedichte mit Heide- und Zigeunerthematik (*Zigeunermädchen, Lieder des Zigeunerknaben, Auf der Heide*¹⁶), sondern auch der Brief, den er am 5. Juni 1896 von Ofen (Buda) an Rudolf Christoph Jenny schrieb:

[...] aber mir geht es mit meiner Ungarfahrt wie Lenau mit der Amerikareise. Auch ich vermisse die 'Nachtigall': meine liedervolle Stimmung.¹⁷

Die Stelle bezieht sich auf Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 und bezeugt, daß Rilke auch Lenaus Briefe gut gekannt hat. Eine Äußerung Rilkes aus seinem letzten Lebensjahr, die Madame Paula Riccard, eine Mitpatientin im Sanatorium Val Mont, aufzeichnete, scheint für Rilkes Abwendung von den deutschen Klassikern eine psychologische Erklärung zu geben:

[...] daß ich Schiller zuerst etwa kennenlernte verdanke ich meiner Mutter, die seine Verse beim Möbelabstauben rezitierte, weil sie Schiller so liebte. Dabei hörte ich andächtig zu.¹⁸

Ende September 1896 verließ Rilke seine Vaterstadt, um über sich selbst Klarheit zu gewinnen. Er war voll Begeisterung, Selbstvertrauen und Taten-drang. Seine Seelenlage spiegelt der lange, lange Brief wieder, den er am 6. Mai desselben Jahres an die Baroness Laska van Oestéren geschrieben hat. Der Darstellung seiner familiengeschichtlichen Forschungen (die Adressatin ist nämlich eine Baronin) folgen die folgenden zwei Ausrufesätze:

Aber dieser Bücherstaub engt einem die Brust!
Fliederduft ist mir lieber, oder schwellender Jasmin!¹⁹

Einige Zeilen früher ist er noch bekenntnishafter oder programmatischer:

Aber allenthalben wenn auch die alten Herren mürrisch
und ungläubig den Kopf schütteln, und die *innerlich Alten*

ein höhnisches Lächeln in den Mundwinckeln tragen, die *Jugend* rückt auf allen Seiten mit fliegenden Fahnen vor, und – sie wird siegen! Ihr jauchzender Uebermuth ist doch viel schöner, als das vergräunte Brummen jener Blasierten war, die immer noch meinten es sei ein Abendroth, in das sie hineinzögen – während es die schlafrothe Wange des erwachenden Morgens war! Heil dem Morgen!²⁰

Das Aufbrechen in das Neue bedeutete für Rilke gleichzeitig einen Abbruch der Tradition. Die oben zitierten Worte über Schiller sind deshalb symptomatisch, weil sie zeigen, wie sehr etwa Schiller auch in den späten Jahren bei Rilke mit der Persönlichkeit seiner Mutter verbunden war. Und Phia Rilke verkörperte in den Augen ihres Sohnes die Unehrlichkeit und Lüge nicht nur ihrer eigenen Person, sondern auch der ganzen kakanischen Gesellschaft Österreich-Ungarns.

„Und dennoch sagt der viel, der 'Abend' sagt“, – schrieb Hofmannsthal in dem im Januar 1896 erschienen Gedicht *Ballade des äußeren Lebens*, „Heil dem Morgen!“ – rief Rilke im Mai desselben Jahres. Dem Sinn der Worte nach sind das zwei völlig entgegengesetzte Auffassungen, und es vergeht nicht einmal ein Jahrzehnt, und die beiden anfangs zitierten Äußerungen klingen zusammen. Der eine blickt zurück, und wenn er einmal nach vorne sieht, erblickt er nur das Chaos. Der andere schaut zwar ständig nach vorn, weiß aber nicht, woher er kommt und verirrt sich im Chaos.

Sieh, wir gleiten
so nicht wissend wann, zurück aus unserem Fortschritt
in irgendwas, was wir nicht meinen; drin
wir uns verfangen wie in einem Traum
und drin wir sterben, ohne zu erwachen.²¹

– schreibt Rilke 1908 im *Requiem für eine Freundin*. Das ersehnte Leben steht „der großen Arbeit“ feindlich gegenüber, weil es der Dichter in seinem Kunstwillen befangen negiert und als etwas Chaotisches, Zufälliges verleugnet. Obwohl Rilke die Last des kulturellen Erbes nicht zu fühlen schien, verdeckte ihm das künstlerisch Gestaltete die Unmittelbarkeit des Erlebens. In jenen berühmt-berüchtigten Passagen des *Malte-Romans*, in denen Rilke sein negatives Urteil über Goethe fällt („Diese Liebende [Bettina von Arnim] war ihm [Goethe] auferlegt, und er hat sie nicht bestanden“ legt Malte folgendes Bekenntnis ab:

[...] und wenn ich sie [die Briefe Bettina von Arnims an Goethe] lese, so bleibt es unentschieden, ob ich an Bettine denke oder an Abelone. Nein, Bettine ist wirklicher in mir geworden, Abelone, die ich gekannt habe, war wie eine

Vorbereitung auf sie, und nun ist sie mir in Bettine aufgegangen wie in ihrem eigenen, unwillkürlichen Wesen.²²

Dieses Erlebnis ähnelt jenen des jungen Hofmannsthal während seiner Reise nach Frankreich.

Das bisher Dargestellte war nur das erste Kapitel von Hofmannsthals und Rilkes Erbeauffassung. Das Chaos, der Abgrund, in den sie hineinschauten, war so abschreckend tief, daß sie eine Wende vollziehen mußte. Diese erfolgte bei Hofmannsthal zwischen 1907 und 1910 und begann bei Rilke kurz nach dem Abschluß der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. Beide kamen auch unausgesprochen zur gleichen Erkenntnis, die Thomas Mann zwanzig Jahre später gewann, als der Cavaliere Cipolla den Herrn aus Rom tanzen gelehrt hatte, auch wenn jener es nicht gewollt hatte:

Wahrscheinlich kann man vom Nichtwollen seelisch nicht leben; eine Sache nicht tun wollen, das ist auf die Dauer kein Lebensinhalt; etwas nicht wollen und überhaupt nicht mehr wollen, also das geforderte dennoch tun, das liegt vielleicht zu benachbart, als daß nicht die Freiheitsidee dazwischen ins Gedränge geraten müßte, [...] ²³

Diese Wende war bei Rilke und Hofmannsthal vor dem ersten Weltkrieg keine so eindeutige Zuwendung zum Gesellschaftlichen und Politischen, wie sie bei Thomas Mann unter dem Druck des drohenden Faschismus gelang, aber sie war auch bei ihnen eindeutig genug, um aus dem chaotischen Erbe das Weiterführende, das Menschliche auszuwählen. Nach dem Entschluß zur Bejahung des Hiesigen (und dieser Entschluß ist in beiden Fällen, da die Erkenntnis der wirklichen gesellschaftlichen Zusammenhänge ausbleibt, eine Art „action gratuite“) verändert sich ihr Erbeverständnis. Die Anknüpfungspunkte sind dieselben bzw. stehen einander sehr nahe. Bei beiden steht Goethe an erster Stelle, an zweiter je ein Österreicher des 19. Jahrhunderts: bei Hofmannsthal Grillparzer, bei Rilke Adalbert Stifter. Das Wichtigste, was Hofmannsthal von Goethe gelernt hatte, faßte er 1922 in dem Aufsatz *Blick auf den geistigen Zustand Europas* folgendermaßen zusammen:

Goethes geistige Grundhaltung ist die Abwehr des Leidens, und die beiden Waffen, mit denen er es bekämpft, sind das weise Durchschauen und das weise Entsagen.²⁴

Rilke revidierte 1925 seine im Malte geäußerte Meinung über Goethe Maurice Betz, dem französischen Übersetzer seines Romans, gegenüber mit folgenden Worten:

Aber Goethe hatte in seiner Weise das Leben mit dem Schicksal in Einklang gebracht, und dieses weise Gleichge-

wicht durfte nicht gefährdet werden. Bettina war nur ein Buchstabe in dem Alphabet, aus dem er sein Werk aufgebaut hatte. Und dieses Werk war groß und menschlich, von einer Macht, die dem Leben standhalten konnte.²⁵

Das Wort „groß“ muß hier so verstanden werden, wie es in dem leicht veränderten Kassner-Zitat vorkommt, das Rilke seinem Gedicht *Wendung* als Motto vorangestellt hat: „Der Weg von der Innigkeit zur Größe geht durch das Opfer“²⁶. Was Rilke und Hofmannsthal als Menschliches von Goethe erlernten, war das „Opfer“, das „Entsagen“, die Einschränkung des eigenen Egoismus, das Lossagen vom Ästhetizismus.

Von 1911 an häufen sich in Rilkes brieflichen Äußerungen die Zeugnisse seiner Lektüre klassischer deutscher Autoren. Goethe, Klopstock, Hölderlin und Adalbert Stifter sind die meisterwähnten Namen, außerdem liest er noch Kleist, Georg Büchner und in der Schweizer Zeit die beiden Schweizer Naturdichter der Aufklärung: Albrecht von Haller und Johann Gaudenz Salis-Seewis. Die Rilke-Literatur²⁷ hat seine Beziehung zu den an erster Stelle genannten vier Autoren ausführlich dargestellt, so erübrigt es sich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Zum Schluß sollte hier nur ein einziger Satz aus Rilkes 1914 entstandenem Gedicht *An Hölderlin* herausgegriffen werden, der nicht nur Hölderlins Bedeutung für Rilke, sondern auch seine ganze Beziehung zum klassischen Erbe nach der Wende im Jahre 1910 zu veranschaulichen vermag:

Was, da ein solcher, Ewiger, war, mißtrauen wir immer dem Irdischen noch? [...]²⁷

Das Beispiel der großen Vorfahren, Unbeirrbarkeit auf ihrem Weg, zeigte Rilke, daß es möglich ist, den „Auftrag“ zu „leisten“, daß das Irdische trotz allem unsre Liebe verdient.

Anmerkungen:

¹ Rainer Maria Rilke; Lou Andreas-Salomé: Briefwechsel. Hrsg. v. ERNST PFEIFFER. – Frankfurt a.M. 1975. S. 106.

² Ebenda S. 103–104.

³ HUGO VON HOFMANNSTHAL: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe, Reisen. Hrsg. v. BERN SCHOELLER in Beratung mit RUDOLF HIRSCH. – Frankfurt a.M. 1979. S. 476.

⁴ a.a.O. S. 105.

⁵ a.a.O. S. 106. Hervorhebung v. R.M.R.

⁶ a.a.O. S. 515. Anmerkungen von Ernst Pfeiffer.

⁷ H.v.H. zit. Ausgabe S. 598.

- ⁸ Ebenda S. 600.
- ⁹ Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Gedichte, Dramen 1. Hrsg. v. BERND SCHÖELLER in Beratung mit RUDOLF HIRSCH. – Frankfurt a.M. 1979. S. 26.
- ¹⁰ Hugo von Hofmannsthal; Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hrsg. v. MARY E. GILBERT. Frankfurt a.M. 1966. S. 19. Hervorhebung von F.Sz.
- ¹¹ New York 1946. S. 5–6.
- ¹² Brief an Josef Rilke, zitiert von Ingeborg Schnack: Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. – Frankfurt a.M. 1975. S. 22.
- ¹³ Ebenda S. 23.
- ¹⁴ Ebenda S. 21.
- ¹⁵ In: Traditionen in der neueren österreichischen Literatur. Hrsg. v. FRIEDBERT ASPETSBERGER. – Wien 1980. S. 49–66.
- ¹⁶ Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. Hrsg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber Rilke, besorgt durch Ernst Zinn. – Frankfurt a.M. 1955–1966. 6 Bde. im weiteren SW – hier Bd. 3, S. 28, 86–91, 428–429.
- ¹⁷ Rainer Maria Rilke: Briefe, Verse und Prosa aus dem Jahre 1896. Hrsg. v. RICHARD V. MISES. – New York 1946. S. 25.
- ¹⁸ Zitier von Ingeborg Schnack, a.a.O. S. 11.
- ¹⁹ Rainer Maria Rilke: Briefe an Baroness von Oe. Hrsg. v. RICHARD V. MISES. – New York 1945. S. 34.
- ²⁰ Ebenda S. 33–34. Hervorhebung v. R.M.R.
- ²¹ SW Bd. 1. S. 655.
- ²² SW Bd. 6. S. 898. und 897.
- ²³ Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden. – Frankfurt a.M. 1974. Bd. 8, S. 702.
- ²⁴ Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze 2. Hrsg. von BERND SCHÖELLER in Beratung mit RUDOLF HIRSCH. – Frankfurt a.M. 1979. S. 481.
- ²⁵ MAURICE BETZ: Rilke in Frankreich. – Wien, Leipzig, Zürich 1938. S. 168.
- ²⁶ SW Bd. 2. S. 82.
- ²⁷ FRIEDRICH WILHELM WODTKE: Rilke und Klopstock. Kiel 1948; HERBERT SINGER: Rilke und Hölderlin. Köln; Graz 1957; EUDO C. MASON: Rilke und Goethe. Köln, Graz 1958; JOACHIM W. STORCK: Rilke, Stifter und die „Idee“ Österreichs. – In: Rainer Maria Rilke und Österreich. Hrsg. v. der Linzer Veranstaltungsgesellschaft unter wissenschaftlicher Redaktion v. JOACHIM W. STORCK. – Linz 1986. S. 75–85.; JOACHIM W. STORCK: Lebensversagungen, Probleme der künstlerischen Existenz bei Adalbert Stifter und Rainer Maria Rilke. – In: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 11–12, 1984–1985, S. 100–116.
- ²⁸ SW Bd. 2, S. 94.

